

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 97 (2001)

Heft: 2

Artikel: Intra-Links und Extra-Links : Übergänge und Übergangsrituale als Verbindungen zwischen Ordnungen und Ordnungssystemen

Autor: Köck, Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Intra-Links und Extra-Links

Übergänge und Übergangsrituale als Verbindungen zwischen Ordnungen und Ordnungssystemen

Christoph Köck

Die wissenschaftliche Literatur zu sozial, räumlich und zeitlich gebundenen Übergängen in der Kultur ist seit Arnold van Genneps «Rites de passage» beständig angewachsen, theoretisch fundiert und diskutiert, sowie an vielen Beispielen aufgearbeitet worden.

Kaum ventiliert wurde dabei die These van Genneps, wonach Übergänge und ihre ritualisierten Formen prinzipiell Veränderungsprozesse in der Kultur steuern, also zur Kontrolle des Übertritts von einer Ordnung in eine andere dienen. Dieser Beitrag versucht diesbezüglich zu unterscheiden: zwischen solchen Übergängen, die Ordnungen als *Elemente* eines Ordnungssystems immanent stabilisieren, und solchen, die den *Wechsel* von einem Ordnungssystem zu einem anderen begleiten. Eine solche Differenzierung kann in der ethnografischen Praxis helfen, kulturelle Systeme in komplexen Lebenswelten zu identifizieren und beschreibbar zu machen.

Übergänge als Intra-Links

Ein Maitag 1983 in einem kleinen Dorf im westfälischen Münsterland: Ein Grossbauer heiratet morgen eine Unternehmertochter aus dem Sauerländischen. Das Dorf mit seinen 500 Seelen (und einigen Protestanten, wie es dort heisst) ist zum Polterabend eingeladen. Einige Verwandte von auswärts kommen hinzu. Ein Kessel mit unzähligen Würsten und immer wieder neue Bierfässer versorgen die Feiernden; Musikkapelle, Tanz und Lachen dominieren die Geräuschkulisse des Festes. Und auch: das Zerschlagen der alten Gläser und des Porzellans, das dem jungen Paar Glück fürs neue Leben verheisst. Zu später Stunde wird der Bräutigam von seinen Jungmännerfreunden beiseite getragen. In der Horizontale wird ihm seine Hose ausgezogen, und – nur noch mit Unterwäsche bekleidet – gräbt er in den Boden seiner hofnahen Wiese ein Loch. Die Bestattung seiner Hose: der Junggesellenabschied. Das Beinkleid wird schliesslich mit Hochprozentigem übergossen und verbrannt, Erde drüber und aus ist's mit der Männerfreiheit, nun hat sie die Hosen an. Das weitere der Zeremonie am nächsten Tag ist weniger originell: Trauung in der Kirche mit Ringetauschen, Ja-Sagen; dann das Festbankett mit Lobreden auf das Paar, garniert mit einigen neckischen Tanz-Spielen, die Entführung und das Auslösen der Braut, die Verabschiedung der Neuvermählten, zuletzt das Tragen der Braut über die Schwelle des neu gebauten Hauses.

Ein Sammelsurium von Übergangsritualen, symbolisch besetzte, repräsentative Vorgänge: das Brennen der Hose, das Überstreifen der Ringe, die Brautentführung, das Schwellentragen – ein hoch aufgeladener Handlungskomplex.

Die Schwellen im Hochzeitsbrauch – als Zwischenphasen der van Gennep'schen Übergänge – sind für jeweils unterschiedlich Beteiligte mit unterschiedlichen Funktionen verbunden. Die Jungmänner verlieren über die Schwelle ihren Genossen, der Bräutigam verliert seine Burschenschaft. Während die einen eigentlich *nur* verlieren und dafür kulinarisch entschädigt werden, gewinnt der Bräutigam etwas hinzu: seinen Status als Ehemann und seine Funktion als tonangebender, neuer Hofherr, der seine Eltern aufs Altenteil – in einen neu errichteten Bungalow in der Nähe des Haupthauses – verweisen wird.

Diese Schwellen während der Hochzeitfeierlichkeiten dauern zeitlich gesehen jeweils nur Momente: der Augenblick spielt eine grosse Rolle, nur kurze Sequenzen sind es, die offensichtlich von der einen Ordnung in die andere überleiten. Die Augenblicke sind die Höhepunkte der Gesamthandlung, die es sich lohnt zu erinnern: ein Videofilm wird gedreht, insgesamt vier Stunden lang, ein Freund hat den Part des Filmemachers übernommen. Beim späteren Filmabend spult das eben aus den Flitterwochen heimgekehrte Paar vor: besonders bis zu jenen Sequenzen, die das Dazwischen markieren: das Hose-Entzünden, das Ringe-Tauschen, die Brautentführung.

Ein solches Life-cycle-Ritual wie die Hochzeit bietet all das, was in der ethnologischen und volkskundlichen Forschung gemeinhin als *rite de passage* bezeichnet wird. Arnold van Genneps Dreiteilung dieses Prozesses in Trennung, Schwelle/Umwandlung und Angliederung¹ ist hier anschaulichst nachzuvollziehen. Und auch die Gestaltungsformen, die mit Übergangsritualen gemeinhin verbunden werden, erscheinen mehr als offensichtlich: es ist die zeremoniale Handhabung, die das soziale Geschehen prägt, und die deutlich macht: es ist ein wichtiger Moment im Leben wohl aller näher Beteiligten. Van Gennep spricht vom Übergang als Grenzüberschreitung, die den Wechsel von einem «Seinszustand» in den anderen beschreibt. Die Grenzüberschreitung verläuft demnach von einer räumlichen, zeitlichen oder sozialen Ordnung in eine andere und markiert einen Veränderungsprozess. Übergangsrituale – so Sylvia Schomburg-Scherff – steuern und zähmen mögliche Störungen, die durch den Ordnungswechsel entstehen könnten.² Sie sind Lötstellen der Identifikation mit der Ordnung, verbunden mit Rechten und Pflichten. Nach Victor Turner implizieren Übergänge nicht das Aufheben vorhandener Strukturen, sondern letztlich deren Reproduktion.³

Der Münsterländer Landwirt befindet sich während des Hochzeitsbrauchs in einer solchen, die Struktur stabilisierenden Übergangsphase. Würde der Sohn der Landwirtdfamilie seine Eltern ohne Übergang aufs Altenteil schicken, wäre dies ein konflikträchtiger Verstoss gegen die sozialen Konventionen. Die zeremoniale Dreiteilung einerseits und die Funktion der Kontrolle von Ordnungsübertritten andererseits sind nach van Gennep generell gültige Merkmale von Übergangsriten.

Die eingangs angesprochene Unterscheidung zwischen *Ordnung* und *Ordnungssystem* wird an dieser Stelle relevant, um den Übergang als kulturelle Äusserung hinreichend analytisch zu verorten. Wie ist diese Unterscheidung zu verstehen?

Heute definieren wir Ordnungen ganz selbstverständlich als soziale, räumliche und zeitliche Ordnungen, Geschlechterordnungen, religiöse und symbolische Ordnungen oder auch die Ordnung der Dinge.⁴ Bei allen diesen Zuschreibungen handelt es sich um Manifestationen kollektiver Werte und Leitbilder, um bewusste und unbewusste Bindungen, die Alltagspraxis konstituieren, handhabbar machen und die als Grenzen zu anderen Ordnungen gezogen werden. Ordnungen gestalten, organisieren und strukturieren Alltagsleben. Allerdings existieren sie nicht isoliert voneinander. Sie sind zumeist als einzelne Bausteine eingebunden in Systeme: Das Ordnungssystem «Lebenslauf» des Münsterländer Landwirtes besteht (verkürzt beschrieben) aus den sozialen Ordnungen «unverheirateter Jungbursche», «verheirateter Hofbesitzer» und «versorgter Alternteiler». Die Hochzeitsfeier verbindet also als *Intra-Link* zwischen Bausteinen eines Ordnungssystems, das nur als Ganzes verstehbar ist. Es handelt sich um einen Statuswechsel, der innerhalb des Systems vonstatten gehen muss, um dieses zu erhalten. Die normative Kraft dieses Systems mit seinen einzelnen Elementen ist besonders für den «ordnungs-gemäßen» Ablauf des Lebens entscheidend. Der Systemcharakter des Lebenslaufs ist dabei kein ausschliesslich modernes Phänomen, schon in druckgrafischen Lebensstufenbildern des 17. und 18. Jahrhunderts verdeutlichen die Etappen des irdischen Daseins als unverrückbare Stationen einer Kultur.⁵

Ganz ähnlich wie der Lebenslauf lässt sich durch die Erfassung von Intra-Links das Weltzeit-System spätmoderner Gesellschaften identifizieren. Elementare Basis dieses Systems sind die Ordnungen der Zeitmessung und der Zeitwahrnehmung: in Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten und Jahrtausenden. Die Wechsel dieser Zeitmarken sind systemimmanent und sind symbolisch als Übergänge ritualisiert. Sie konstituieren in der Retrospektive und in der Prospektive das Wesen des Weltzeit-Systems mit seinen einzelnen Ordnungen (z. B. das «moderne» 20. Jahrhundert, die «verrückten» 70er-Jahre, die protestierenden 68er, das «futuristische» 21. Jahrhundert). Ein Übergang innerhalb dieses Systems ist auch der jüngste Jahrtausendwechsel, der allerorten in den populären Medien und in der wissenschaftlichen Literatur besprochen wurde. Nach der Jahrtausendwende war zu beobachten und wahrzunehmen, wie wenig (oder gar nicht) sich – trotz aller Zukunftsvisionen – die Gestaltungsprinzipien des Alltags änderten. Vielleicht war deswegen in den Medien (aber auch in individuellen Erzählungen) die Enttäuschung darüber gross, dass zum neuen Millennium nichts, nicht einmal der weltweit befürchtete digitale Y2K-overkill, «passiert» war, das Ordnungssystem hatte sich durch den Wechsel selbst bestätigt.

Übergänge als Extra-Links

Der zeremoniale Charakter, den van Gennep besonders den Übergängen im Lebenslauf zusprach,⁶ ist allerdings nicht unbedingt entscheidend dafür, einen Übergang als Ordnungswechsel zu erfahren. Bezieht man sich auf einen «erweiterten» Ritualbegriff, der ein Ritual als nicht-spontanes, symbolisch aufgeladenes Agieren mit sprachlichen, gestischen und dinglichen Mitteln definiert⁷ – dann finden sich Übergangsrituale nicht nur in den ethnografisch so vielfach dokumentierten religiösen oder lebenslaufgebundenen Festen, sondern in praktisch allen Lebensbereichen. Pierre Centlivres findet zahlreiche «Miniten» in stereotypen Verhaltensweisen, z.B. bei Kommunikationsaufnahmen oder -abbrüchen.⁸ Ein Miniritual wäre etwa auch das Zähneputzen nach dem morgendlichen Aufstehen. Es findet in der Regel vor dem Frühstück statt, obwohl dies medizinisch wenig sinnvoll ist. Es liesse sich als Tageseingangsritual beschreiben, als eine Routine, die über das «Praktische» hinaus Zeichencharakter besitzt.

Im Verlauf der Säkularisierung sind viele weltliche Übergänge neu entstanden und haben die religiösen zunehmend in ihrer Bedeutung überlagert. Der Führerscheinwerb ist heute ein wichtiges, wenn nicht gar *das* Kennzeichen für den Eintritt ins Erwachsenenstadium und wird häufig im Freundes- oder Familienkreis feierlich gewürdigt.⁹ Der Urlaub – als auffälligste Ausprägung der modernen weltlichen Festzeit – ist mit vielen, z.T. auch ritualisierten Übergangshandlungen verbunden: das Ticket buchen, Kofferpacken, Anreisen, die Welcome Party, die Abreise und Rückkunft, der Diaabend.¹⁰ Ulrike Kammerhofer hat darauf hingewiesen, dass in «unserer Zeit der synchronen Übergänge, der privaten und beruflichen Mobilität, die jedem von uns gleichzeitig mehrere Rollen abverlangt, die grossen Zugangs- und Trennungsrituale zu kleinen gruppenspezifischen Übergangsritualen des Alltags mutieren».¹¹

Ob es in der Gegenwart zu einer Zunahme von säkularen Übergängen kommt, die insgesamt weniger eindeutigen Regelungen unterworfen sind,¹² ist allerdings bislang empirisch nicht gesichert, auch nicht, ob jene säkularen Minirituale die symbolischen Rituale der christlichen Kirchenverbände tatsächlich ersetzt haben.

Ein Beispiel für einen solch säkularen Übergang, der in der modernen mobilitätsorientierten Lebenswelt sehr häufig vor sich geht und ganz andere Merkmale aufweist als der zuerst beschriebene Hochzeitsbrauch, ist folgender:

Nelly, 14 Jahre alt, reist jedes Wochenende zweimal eine Stunde mit dem Zug. Sie ist Teil einer Rumpffamilie und sie ist gleichzeitig Teil einer so genannten Patchwork-Familie. In der Woche lebt sie zusammen mit ihrer Mutter. Freitagnachmittags wechselt sie die Welten und reist bis zum Sonntagabend zu ihrem Vater, der mit seiner zweiten Frau, deren Kind aus erster Ehe und den gemeinsamen Kindern eine Stunde entfernt in einem Haus wohnt. In der Mutterfamilie fühlt sich Nelly eher wie ein Nesthäkchen, sie wird fleissig umsorgt und als Kind behandelt, ein bisschen ohne eigene Verantwortung gelassen. In der Vaterfamilie wird der

14-Jährigen die Verantwortung ohne grosse Worte zugeteilt, und sie nimmt diese gerne an: Einkaufen, Versorgen der kleinen Halb- und Stiefgeschwister, Ordnung machen im Chaos des Flickenteppichs. Kürzlich schrieb sie, dass es eigentlich drei Nellys gebe: die schüchterne, stille Nelly in der Schule. Dann die verwöhnte Nelly bei der Mutter und die grosse vernünftige Schwester Nelly bei ihrem Vater. «Nur hier im Zug, was bin ich da eigentlich?», fragt sie sich selbst.

Ein stiller Übergang, ohne grossen Pomp, in den zumeist verschmutzten Abteilen der Deutschen Bahn, keine Freunde, die symbolisch aufgeladene Handlungskomplexe entstehen lassen, kein Angehöriger, der dies dokumentiert. Ihr Vater kommt bisweilen zu spät, um sie am Bahnhof abzuholen. Als Schwellen dienen symbolisch und haptisch die Metalltrittbretter der Waggontüren. Die Zugfahrt dient zum Nachdenken und Warten, sie fördert auch ein Stück Verunsicherung. Lieber würde sie die Woche über bei ihrem Vater wohnen, aber ihrer Mutter will sie den Abschied nicht zumuten (und sie wäre auch traurig, wenn ihre Mutter sie einfach gehen lassen würde). Nellys Hin und Her auf Schienen ist ein sich ständig wiederholender Übergang, ein Vorgang, der nicht nur zwischen einfachen Ordnungen, sondern zwischen komplexen Ordnungssystemen verbindet.¹³

Die 14-jährige Schülerin befindet sich auf ihrer wöchentlichen Reise ausserhalb der beiden Ordnungssysteme, an denen sie jeweils als Teilmenge partizipiert. Ihre persönliche Ordnung besteht im *Wechsel*: sie fährt regelmässig von einem abgegrenzten Ordnungssystem in ein anderes, der ständige Übergang gehört ganz zentral zu ihrer aktuellen Lebenspraxis. Mobil zu sein zwischen den Familien, zugehörig zu beiden, flexibel in der Organisation ihres Alltags ist die Grundlage ihrer Identität. Da sie die Systeme wechselt (und dies sogar permanent) lassen sich die Übergänge im Unterschied als externe Verbindungen – *Extra-Links* – bezeichnen. Die ritualisierte Form ist nicht von vornherein festgelegt und mehr oder weniger frei gestaltbar, d. h. wesentlich informeller als der gesellschaftlich hoch legitime Passagebrauch der Hochzeitsgesellschaft.

Christine Burckhardt-Seebass hat darauf aufmerksam gemacht, dass es insbesondere die Übergänge in gesellschaftlich wenig anerkannte Lebensbereiche sind, die gar nicht oder nur sehr spärlich ritualisiert und zeremonial befrachtet sind. Sie verweist auf die *Rituallücken* im modernen Lebenslauf, die etwa bei der Scheidung sichtbar werden, als ein Beispiel für eine Passage, die formlos und verschwiegen erlebt wird.¹⁴ Ein Motiv dieser Reduktion auf das Notwendigste sieht Burckhardt-Seebass in der emotional so hoch aufgeladenen Bedeutung der Hochzeit, die ein «Endritual» des Ehelebens verunmögliche. Die Feier der Scheidung würde ein sozial höchst anerkanntes Ritual im Lebenslauf rückgängig machen, was prinzipiell unmöglich erscheint, da der Lebenslauf «unentrinnbar seine Richtung einhält»¹⁵. Anders ausgedrückt: Bei dem Eintritt in den Status «geschieden» handelt es sich um einen Bruch mit dem System, mit dessen Auflösung nicht der erkennbare Anfang eines neuen Systems verbunden ist.

Sobald allerdings der Eintritt in ein neues anerkanntes bzw. legitimes System erfolgt, erhöht sich der Ritualisierungsgrad der Extra-Links. Zu denken wäre hier an

die Tage des Mauerfalls an der innerdeutschen Grenze (die ja ganz explizit eine Grenze der Systeme war). Hier fand ein Übergang statt, der sehr stark ritualisiert war und dessen Formen auch öffentlich sehr stark beobachtet wurden: die Begrüssung der Trabikolonnen im Westen, die Auszahlung des Begrüssungsgeldes, das Anstehen nach Bananen an den Obstgeschäften gleich nach der Grenze.¹⁶ Noch sehr viel stärker zeremonial aufgeladen war, daran anknüpfend, die offizielle Feier der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990.

Identifikation der Ordnungssysteme durch Übergänge: Die parallelen Jahreszeiten

Die Hypothesen zu internen und externen Verbindungen, zu Ordnungen und Ordnungssystemen, lassen sich an einem kulturellen Phänomen vertiefen, das im Alltag eher unauffällig erscheint: die Jahreszeiten. Durch eine analytische Erfassung von jahreszeitenrelevanten Übergängen (als Intra-Links und Extra-Links) lassen sich saisonale Ordnungen und ihre Systeme identifizieren und kollektiven Leitbildern zuordnen.

Die eingangs bereits erwähnten Lebenstrepfenbilder des 17. und 18. Jahrhunderts illustrieren die menschlichen Altersstufen vom Säugling bis zum Greis. Der verbildlichte Lebenslauf korrespondiert in den Darstellungen mit einem zweiten – dem jahreszeitlichen – Ordnungssystem. Lebenstrepfenbilder verwenden den blühenden Frühlingsbaum als metaphorisches Hintergrundmotiv für das anbrechende Menschendasein und den laublosen Winterbaum für das endende Leben bzw. den Tod. Heute wird dieser «Winter des Lebens» verschwiegen, das Alter wird dagegen als aktive, «bunte» Zeit des Lebens ohne erkennbares Ende idealisiert. In einer aktuellen Werbung für Altenwohnungen aus dem Jahr 1999 heisst es: «Grosses Sommerangebot! Ihr Ruhesitz für den goldenen Herbst des Lebens.»¹⁷ Der Übergang zum nachirdischen Dasein bleibt aus, da der säkularisierte Mensch ihn für unwahrscheinlich hält. Der endgültige Tod braucht kein *rite de passage*. Eine solche, sich verändernde Metaphorik der Jahreszeiten offenbart den kulturellen Wandel, dem dieses Ordnungssystem ausgesetzt ist.

Die Jahreszeiten sind heute ein Ordnungssystem, das wir gewissermassen «naturalisiert» haben. Seit der Renaissance und stärker noch seit der Romantik gliedern Jahreszeiten den mitteleuropäischen Jahreslauf in vier Zeitphasen (Frühling, Sommer, Herbst, Winter), parallel dazu wird – z. B. in der modernen Konsumwelt – eine saisonale Zweiteilung (Winter, Sommer) vorgenommen. Jahreszeiten sind in beiden Fällen eine kulturelle Setzung, die sich zyklisch verändernde naturale Erscheinungen wie Temperatur, Niederschlag, Lichtintensität, Luftfeuchtigkeit, Pflanzenwachstum und Pflanzenniedergang für das Alltagsleben systematisiert. Die Jahreszeiten – das wurde an anderer Stelle ausgeführt¹⁸ – sind Bausteine eines Systems, das sehr feste Reglements und sehr stereotype bildhafte Gestaltungsmuster beinhaltet. Sie haben ausser der zeitlichen auch eine räumliche Dimension: wie eine Umwelt wann *auszusehen* hat, wird durch die Jahreszeitenordnung beschrieben.

Interessant ist: Ein anderes saisonales System als die vier- oder zweigliedrige können wir uns für unsere Breiten kaum vorstellen und der Wechsel der Jahreszeiten gehört zum «natürlichen» Programmablauf eines Jahres. Die einzelnen systemischen Bausteine erhalten somit nur in ihrer Summe und in ihrer Verknüpfung Sinnbedeutung. Spezifische Übergangshandlungen zwischen den einzelnen Elementen stellen die Verbindungen her.

In der Kulturgeschichtsschreibung finden sich eine ganze Reihe von Belegen, die den Übergang von einer Saison zur anderen als wichtige Phase im Jahreslauf beschreiben. Dabei handelt es sich um Aktionen, die relativ stark ritualisiert sind. Bräuche, die das Austreiben des Winters und das Einholen des Sommers in Kampfspielen und Streitliedern thematisieren, sind im deutschsprachigen, besonders im alpinen Raum, für die frühe Neuzeit belegt. Sie stehen im Kontext einer bäuerlichen Ökonomie, die die unproduktive von der produktiven Jahreszeit unterscheidet. Die Bräuche verdeutlichen, dass der Winter die ungeliebte Jahreszeit ist, die es zu besiegen gilt.¹⁹ In den allegorischen Kampfspielen und Liedwettstreiten, bei denen sich sehr häufig maskierte Figuren gegenüberstehen (z. B. als Strohmäskchen und Grasmäskchen), behält stets der Sommer die Oberhand. Der Liedtext eines Straubinger Flugblattes von 1580 beginnt mit den Worten: «Heut ist ein fröhlicher Tag, das man den Sommer gewinnen mag ...»²⁰ Unterschiedlichste Brauchformen, Ende des 19. Jahrhunderts häufig als Heischegänge oder Umzüge revitalisiert, dokumentieren das Begrüßen und Verabschieden von Jahreszeiten. Das «Sechseläuten» in Zürich, bei dem ein wattegefüllter Schneemann – der Böögg – zur Explosion gebracht wird, ist ein formales Überbleibsel dieser Zeit.²¹

Neben diesen symbolischen und an Feste gebundenen Passagen waren in vorindustriellen Lebenszusammenhängen an Routinen gebundene Übergangspraxen lebensnotwendig. Dazu zählte vor allem die Vorratshaltung, die im landwirtschaftlich-agrarischen Zyklus auf die kommende Jahreszeit vorbereitete. Schullesebücher oder Schulwandbilder beschreiben diese Praxen seit dem 19. Jahrhundert und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in zunehmender Masse. Kindgerechte Lesetexte enkulturieren über die Lesebücher das saisongerechte Verhalten: zu den Hauptfiguren der Schullesebücher gehören die Repräsentanten aus dem Tierreich, z. B. die Bienen, die ein besonders vorbildliches, saisonal abgestimmtes Dasein führen. In einem bayerischen Lesebuch aus den 1920er-Jahren ist ein Gedicht mit «Die Biene» überschrieben. Die letzten beiden Strophen lauten so:

«Sie machen kleine Fässlein sich
vom weissen Wachs gar säuberlich,
die sie voll Honig tragen.
Und kommt der rauhe Winter dann,
so zapfen sie die Fässlein an
und trinken mit Behagen.//
Doch wenn der kaum vergeht.
Die Frühlingsluft erst linde weht
und Veilchen blühen wieder,
da kommt aus seinem kleinen Haus
das Bienchen auch geschwind heraus,
fliegt emsig auf und nieder.»²²

Im Unterschied zu solchen, an der ökonomischen Existenz ausgerichteten Übergangspraxen sind die heutigen Formen der Jahreszeitenpassagen noch stärker als «Minirituale» charakterisierbar. Sie sind bei aller Unauffälligkeit einer normierten öffentlichen Ästhetik und einem rigiden öffentlichen Sicherheitsdenken verhaftet. Dazu beispielhaft einige Beobachtungen, zunächst aus der bayerischen Metropole München, dann aus einem Touristenort im benachbarten Tirol:²³

Auf dem kultur- und naturhistorisch denkmalwerten Alten Südfriedhof in München färbt sich ab Mitte September das Laub zahlloser Bäume, die zwischen den Wegen und den historischen Grabmälern wachsen. Bis Ende Oktober hält das städtische Gartenbaureferat still, dann rollen Mannschaften mit ihren dröhnenden Maschinen an: die Laubsaugerkolonnen sind unterwegs und tun was sie können. Vor dem Allerheiligentag müssen die Wege aller Friedhöfe gesäubert sein. Laub wird spätestens Ende Oktober als «Dreck» eingestuft und gehört aus dem Alltagsgeschehen verbannt. Der natürliche Übergang – das Verrotten in der Friedhofsanlage – wird dem Laub verwehrt, es wird in die Kompostieranlage verfrachtet. Mit dem Laubsaugen wird die eine der zwei Münchner Jahreszeiten eingeläutet, diesmal die für den Stadtbewohner ungeliebte: der Winter steht vor der Tür. Die Überbleibsel der Sommerzeit sind nicht nur ästhetisch geächtet, sondern zudem als Sicherheitsrisiko eingestuft: die Angst der kommunalen Behörden vor Spaziergängern, die auf nassem Laub ausrutschen, ist gross – Schadenersatzforderungen drohen. Aus ähnlichen Motiven werden auch andere Saisonvorbereitungen getroffen: die Streugutbehälter an den Verkehrsstrassen werden gefüllt und die Schneeräumfahrzeuge einsatzfähig gemacht. Der städtische Winterdienst, der von einem ehemaligen Bundeswehroffizier gemanagt wird, steht ab jetzt «Gewehr bei Fuss», wie es in der Süddeutschen Zeitung heisst. Die Tageszeitungsredakteure ihrerseits werden jedes Jahr aufs Neue – gegen Anfang November –, zusammen mit anderen Medienvertretern, vom Referatsleiter des Winterdienstes zu einer Pressekonferenz eingeladen, bei der z.B. über die Vor- und Nachteile der Salzstreuung diskutiert wird. Neben diesen ökologischen Problemen wird besonders die urbane Mobilität diskutiert, und dabei vor allem, wie es optimal möglich ist, das Gefühl von Ordnung und Sicherheit zu *garantieren*. So zeigt sich der Übergang vom Sommer zum Winter in München als Vorgang technischer Routine, die in einen rigiden Arbeitsplan eingefasst ist und die im Prinzip zunächst niemanden ausser die städtischen Arbeiter und die Journalisten betrifft. Diese direkt beteiligten Berufsgruppen nehmen den Übergang nicht als Übergang von einer Ordnung in die andere wahr, sondern zuvorderst als ziemlich lästige turnusmässig anfallende Tätigkeit. Trotz aller sorgfältiger Vorbereitungen warten die Medien als beobachtender Part des Geschehens darauf, dass die Saisonvorbereitungen Mängel zeitigen: Über eine Verkehrskatastrophe zu berichten, wenn der erste fünf Zentimeter hohe Schnee des Winters, ist selbst schon fast ein Übergangsritual. Erst im Verlauf der Jahreszeit beruhigen sich die Gemüter, wenn das Weiss und das Eis zu gewohnten naturalen Erscheinungen werden.

Aber nicht nur die öffentlichen Institutionen, die die Jahreszeiten (oder besser die *Bilder* von den Jahreszeiten) pflegen, werden medial kontrolliert. Auch die Jahreszeiteausprägungen selbst – und besonders ihre termingerechten Übergänge – stehen unter der präzisen Beobachtung von Rundfunk- und Fernsehanstalten, Presse und Ratgebermagazinen.²⁴ Jedenfalls scheint es – in zunehmendem Masse seit den 1970er-Jahren – ein allgemein verbreitetes Bedürfnis nach einer medialen Aufbereitung der Jahreszeitenwechsel zu geben. Jedes Jahr wiederholen sich die Bilder, Berichte, Kommentare und Glossen zu den jeweiligen saisonalen Umbrüchen, wobei auch die Wortwahl und die Metaphorik immer wieder sehr ähnlich sind.

Sehr genau fixiert wird die taggenaue Kontrolle des Quartalwechsels: Pünktlich überprüft die Tageszeitung – in der Regel auf Seite 1 des Lokalteils – ob die idealen Merkmale der anbrechenden Jahreszeit eingetreten sind. Es wird Wert darauf gelegt, dass die naturale Umwelt den kulturellen Setzungen möglichst exakt entspricht. Besonders der Frühlings- und der Sommeranfang müssen den Idealbildern entsprechen und sollen vor allem sonnig oder «mit Biergartenwetter» sein.

Ist dies nicht der Fall, wird dies als deutlicher Missstand thematisiert. Sehr genau wird im Jahreslauf registriert und kommentiert, welche Abweichungen von den Bilderbuchjahreszeiten eingetreten sind. Die Abweichungen werden als *Symptome der Unordnung* gewertet: als Schneechaos, Wetterchaos, Katastrophensommer, als verrückt spielende oder Kapriolen schlagende Natur.

Wird das Jahr in die vier meteorologischen Jahreszeiten unterteilt (1.3., 1.6., 1.9., 1.12., was in den Medien allerdings seltener geschieht), dann sind April und November jene Monate, die zwischen den Idealbildern vom Sommer und Winter als uneindeutige Dazwischen-Zeiten (also als Umwandlungs- oder Schwellenphase) stehen dürfen. Das Aprilwetter ist keinem Jahreszeitenideal zuzuordnen, ebenso wenig wie der Monat November. Ihnen wird kein Ideal abverlangt, sie dürfen so wechselhaft sein, wie ihr «Charakter» als Übergangszeit erlaubt.

So gut wie ohne Übergänge kommt der astronomisch-viergliedrige Takt (21.3., 21.6., 21.9., 21.12.) in den Medien aus. Entscheidend für eine Bewertung ist hierbei das *pünktliche* Eintreffen der *richtigen* Zeichen des Neuanfangs. Am 21. März beginnt der Frühling idealerweise mit «Sommerwetter» (wie es mitunter tatsächlich heisst), und bis zu diesem Zeitpunkt werden lediglich jene Tage kommentiert, die aus dem Takt schlagen, z. B. ein frühlingshafter Februartag oder ein «frostiger» Sommertag.

Die zentraldirigistische, staatlich verordnete Zweitaktung des Jahreslaufs in Sommerzeit und Winterzeit führt dazu, dass die damit verbundenen Zeitumstellungen Ende März und Ende Oktober seit einigen Jahren kommentiert und in der Konsumpraxis idealisiert werden. Pünktlich zum Ende der Winterzeit verschickt z. B. das Kaufhaus IKEA seinen Sommerprospekt und verweist darin – jedesmal – auf das schwedische Mittsommerfest (das dann um den 21. Juni herum in den Möbelhäusern gefeiert wird). Bekleidungs- und Sportgeschäfte laufen einem solchen offiziellen Rhythmus entgegen. Ihre Sommer- und Winterschlussverkäufe begren-

zen die branchenspezifischen Jahreszeiten als Intra-Links. Sie werden neuerdings mehr und mehr in Frage gestellt, da sie sich nicht mehr an den Konsumgewohnheiten der Kunden orientieren. Hier hat also offensichtlich eine Verschiebung stattgefunden: von der Praxis, sich längerfristig auf die kommende Jahreszeit vorzubereiten auf eine unmittelbar angelegte Praxis, die den aktuellen meteorologischen Gegebenheiten entspricht: ich kaufe meine T-Shirts nicht im Februar, sondern wenn es heiss ist. Verständlich sind daher die Bemühungen des Einzelhandels, die Schlussverkäufe gänzlich abzuschaffen, da die Kunden offensichtlich sehr viel spontaner und «klimagerechter» einkaufen als vor einigen Jahrzehnten.

Die Medien bereiten ihre Rezipienten gewissenhaft auf die Jahreszeiten vor und *betreuen* sie während der Saison. Seit 1997 veranstaltet die Münchener Abendzeitung um Mitte Oktober ein Schneelotto, bei dem derjenige Leser gewinnt, der den Zeitpunkt des ersten Schneefalls richtig voraussagt. Ungefähr zur gleichen Zeit häufen sich die Ratgeber-Artikel über richtiges Winterreifen- und Schneekettenanlegen, den besten Eiskratzer und die wärmsten Kratzhandschuhe. Werbeannoncen des Autozubehörhandels begleiten die Berichte. Vor der Sommerperiode sind andere Ratschläge zu lesen, etwa solche, die darüber aufklären, was gegen Mückenplagen zu tun sei und wie man sich gegen zu starke Sonneneinstrahlung schützen kann. Auffällig ist, dass mit solchen Ratschlägen verbundenes Alltagswissen immer wieder durch prophetische oder resümierende Expertenkommentare begleitet wird, immer deutlicher lässt sich in den vergangenen Jahren ein spezifischer saisonaler Ratgeberdiskurs ausmachen: Meteorologen werden befragt, ob der Sommer oder der Winter, der gerade anbricht oder gerade zu Ende geht, so richtig sein wird oder so richtig war; Mediziner klären auf über die passende Zahl der Sonnenstunden, Psychologen warnen vor Winterdepressionen. Häufig sind es Statistiken, die ein derartiges Expertenwissen untermauern.

Mit ganz anderen Übergängen als in München wird das saisonale System in Fieberbrunn/Tirol in den Kitzbühler Alpen gestaltet. Die Tiroler Ferienorte sind ganz elementar auf das passende Eintreffen und die optimale Eigengestaltung der «richtigen» Jahreszeiten angewiesen. Anfang November renovieren die Mitarbeiter der genossenschaftlichen Bergbahnen die Anlagen für den Wintersport. Der November hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zur «Übergangszeit» verändert. In dieser Phase stehen die technischen Anlagen still und werden für die folgende Saison in Stand gesetzt: Schrauben nachziehen und Einfetten der Zahnräder, Ausbessern der Sessel und Kabinen, Kontrollieren der elektrischen Elemente, Instandsetzung der Schneekanonen, die gleich in der ersten Frostnacht zum Laufen gebracht werden, um eine sichere Unterlage für den Winter, der bis Ostermontag reicht, zu schaffen.

Der November dient als Intra-Link, als Phase der Vorbereitung auf die ökonomisch wichtigste Jahreszeit, wie auch als Phase der physischen und psychischen Erholung. Ein Monat ohne Touristen entspannt Körper und Seele, was nicht heisst, die Fieberbrunner hätten keine gute Beziehung zu ihren Gästen oder würden gar von ihnen kolonialisiert. Längst ist der Tourismus ein so anerkanntes und

prestigeträchtiges Gewerbe, dass seine Geschichte für das örtliche Museum vorgesehen ist.

Bis Ostermontag laufen täglich die Lifte, ganz gleich, wie früh oder spät Ostern fällt. Dann beginnt erneut Übergangs- bzw. Wartungszeit bis Ende Mai. Auch diesmal: Ruhe vor den Gästen, die dann erst im Juni wieder anreisen. Bis dahin heisst es für die Bergbahnbediensteten: Urlaub im Süden oder Arbeit in der eigenen Landwirtschaft. Der Sommer beginnt aus Touristikersicht mit dem so titulierten «Bergfrühling» und endet mit dem «Goldenen Herbst» – also Ende Oktober. Frühling und Herbst sind als «Jahreszeiten niederer Ordnung» in die Sommersaison einbezogen. Übergänge zwischen den «niederen Jahreszeiten» und dem Sommer gibt es nur andeutungsweise: das Johannisfeuer um den 24. Juni herum oder der Almabtrieb im September. Aber bei diesen Festen steht weniger der bewusste Übergang als das Feiern im Mittelpunkt, für und zusammen mit den vielen Besuchern aus Holland, Belgien, dem Ruhrgebiet oder München.

Die Winter- und Sommergäste, die von den internen Übergangshandlungen in Tirol nichts mitbekommen, setzen sich erstmals in Bewegung, sobald die Fieberbrunner über verschiedene Medien (Zeitung, Fernsehen, Radio, Internet) ankündigen lassen, dass das «Saisonopening» bevorsteht. Turnusgemäss am ersten Samstag im Dezember gibt es ein Sonderprogramm mit spezieller Musik, reduzierten Preisen oder einigen Snowboarder-Aufführungen. Systemische Übergangspraxen (Extra-Links) werden so von beiden Seiten ausgeführt: die Autobahnfahrt der Münchner in das andere Jahreszeitensystem einerseits, die lockenden Panoramabilder der Tiroler Landschaft und die Saisoneroöffnungsveranstaltungen andererseits.

Offensichtlich sind die Münchner und die Fieberbrunner Bevölkerung auf sehr unterschiedliche Art und Weise in ihre jeweiligen saisonalen Systeme involviert. Die Beschreibung der Intra- und Extra-Links macht deutlich, dass verschiedene Systeme nicht nur parallel nebeneinander existieren (können), sondern auch in neuen komplementären Systemen miteinander verflochten sind.

Schluss

Aus den «Link-Beschreibungen» ergeben sich zwei methodisch relevante Perspektiven:

1. Übergänge (als Handlungen) helfen, Verbindungen zwischen einzelnen Elementen eines kulturellen Ordnungssystems herzustellen und aufrechtzuerhalten. Das ist ihr primärer Sinn: Sie sind eine immanente, Kultur stabilisierende Praxis. Um ein komplexes kulturelles Ordnungssystem zu ethnografieren, ist deswegen die synchrone Evaluierung von Übergangshandlungen unerlässlich. Darüber hinaus ist diachron die Veränderung einzelner immanenter Übergänge (z.B. der Wandel der Hochzeitsbräuche) präzise zu identifizieren, denn mit den Wandlungsprozessen einzelner Ordnungen beginnt häufig (und sehr langsam) die Auflösung eines Ordnungssystems.

2. Ordnungssysteme werden dann in Frage gestellt, wenn sie zu sehr normierend wirken, sie verursachen Konflikte in der Alltagspraxis, sobald sie veränderten Bedürfnislagen nicht mehr entsprechen oder andere Systeme in (offene) Konkurrenz zu ihnen treten. Übergänge markieren als Extra-Links die Veränderung oder die (temporäre) Ablösung von Ordnungssystemen. Erst wenn alte Ordnungen ersetzt werden und/oder neue neben sie treten, sind kulturelle Grenzüberschreitungen – im Sinne eines Übergangs von einem Leitbild zum anderen – überhaupt möglich. Diese Übergänge können synchron als permanenter Wechsel gestaltet sein (wie im Falle von Nelly oder der Autobahnfahrt), oder auch diachron, wenn sie das unabänderliche Verlassen eines Ordnungssystems markieren. Um kulturellen Wandel zu ethnografieren, ist die Identifizierung von systemüberschreitenden Übergängen evident.

Anmerkungen

- ¹ Arnold van Gennep: Übergangsriten. Frankfurt a. M. 1986 [1909], S. 21.
- ² Sylvia M. Schomburg-Scherff: Nachwort zu van Gennep (wie Anm. 1), S. 239.
- ³ Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a. M., New York 2000 [1989], S. 94–127.
- ⁴ Vgl. dazu z. B. Wolfgang Brückner: Ordnungsdiskurse in den Kulturwissenschaften. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 102 (1999), Heft 4, S. 457–498; Ina-Maria Greverus: Kulturelle Ordnungen. In: Klaus Beitzl (Hg.): Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien 2) Wien 1972, S. 6–13, hier S. 11.
- ⁵ Bildbelege in: Peter Joerissen, Cornelia Will: Die Lebenstreppe. Bilder der menschlichen Lebensalter. Ausstellungskatalog Landschaftsverband Rheinland, Köln 1983, S. 116.
- ⁶ Van Gennep (wie Anm. 1), S. 20–24.
- ⁷ Zur begrifflichen Handhabung in der Volkskunde, Ethnologie und Kulturanthropologie vgl. bes. Christine Burckhardt-Seebass: Zwischen McDonald's und weissem Brautkleid. Brauch und Ritual in einer offenen säkularisierten Gesellschaft. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 92 (1989), S. 97–110.
- ⁸ Pierre Centlivres: Die Übergangsriten heute. In: Paul Hugger (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne – Ein Panorama des schweizerischen Alltags. Band 1, Basel 1992, S. 223–230, bes. S. 225 f.
- ⁹ Vgl. ebd. S. 229.
- ¹⁰ Vgl. Ueli Gyr: Touristenkultur und Reisealltag. Volkskundlicher Nachholbedarf in der Tourismusforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde (84) 1988, S. 224–239, hier S. 231 f. sowie Elisabeth Fendl, Klara Löffler: Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend. In: Christiane Cantauw (Hg.): Arbeit Freizeit Reisen. Die feinen Unterschiede im Alltag. S. 55–68.
- ¹¹ Ulrike Kammerhofer-Aggermann: Rituale – Koordinatenkreuze im sozialen Netzwerk. Vorwort. In: dies. (Hg.): «Herzlich willkommen. Rituale der Gastlichkeit. (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 9), Salzburg 1997, S. 5–9, hier S. 7.
- ¹² Diese Tendenz vermuteten zuletzt Andreas C. Bimmer: Von Übergang zu Übergang – Ist van Gennep noch zu retten? In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 103 (2000), S. 1–13; sowie Christel Köhle-Hezinger: Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge in der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde (92) 1996, S. 1–19.

- ¹³ Das Beispiel ist der Jugendbeilage «Jetzt» der Süddeutschen Zeitung vom 2. 5. 2000 entnommen.
- ¹⁴ Christine Burckhardt-Seebass: Lücken in den Ritualen des Lebenslaufs. Vorläufige Gedanken zu den «passages sans rites». In: *Ethnologia Europaea* 20 (1990), S. 141–150, hier S. 144f. Vgl. dazu auch Johanna Rolshoven: Gefährliche Übergänge. Exkurs über Freuden, Gefahren und gesellschaftliche Nützlichkeit des «Passagenraumes». In: *Kuckuck*, Heft 1, 2000, S. 34–38, hier S. 35.
- ¹⁵ Burckhardt-Seebass 1990 (wie Anm. 14), S. 147.
- ¹⁶ Sehr viel komplizierter verhält es sich, wenn der Übergang aus dem Augenblick des Geschehens zu einem Dauerzustand wird und die Beteiligten nicht wissen, in welchem neuen System sie letztlich ankommen. Vgl. hierzu die Ausführungen von Peter Niedermüller zu den postsozialistischen «Übergangsgesellschaften»: Der endlose Übergang des Postsozialismus. In: *Kuckuck*, Heft 1, 2000, S. 12–17.
- ¹⁷ Werbebeilage von Demos Immobilien zur Süddeutschen Zeitung vom 7. 9. 1999.
- ¹⁸ Christoph Köck: Der Bilderbuch-Winter und die Galtür Katastrophe. In ders. (Hg.): *Reisebilder. Produktion und Reproduktion touristischer Wahrnehmung*. Münster u. a. 2001, S. 109–122.
- ¹⁹ Friedrich Sieber unter Mitarbeit von Siegfried Cube: *Deutsch-westslawische Beziehungen in Frühlingsbräuchen. Todaustragen und Umgang mit dem Sommer*. Berlin 1968, S. 170. Nach Sieber findet sich der erste Beleg für ein Sommer-Winter-Kampfspiel in Sebastian Francks «Weltbuch» von 1534. Dort stehen sich Grün- und Graumaske als Sommer und Winter symbolisch gegenüber.
- ²⁰ Sieber 1968 (wie Anm. 19), S. 171.
- ²¹ Einen Einblick in aktuelle Brauchformen des Sommer- und Winterspiels gibt Dietz-Rüdiger Moser in: *Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf*. Graz, Wien, Köln 1983, S. 157–164.
- ²² *Lesebuch für den 2. und 3. Schülerjahrgang katholischer Volkshauptschulen Bayerns*. 9. Aufl., Verlag R. Oldenbourg, München o. J. (ca. 1922), S. 83.
- ²³ Die Beobachtungen wurden im Rahmen mehrerer Seminarveranstaltungen am Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München in den Jahren 1998 und 1999 von Studierenden und vom Verfasser durchgeführt.
- ²⁴ Zu diesem Abschnitt wurden vor allem Berichte, Kommentare, Glossen und Abbildungen aus der Süddeutschen Zeitung von 1947 bis heute ausgewertet.